Jordi Sierra i Fabra
Das zweite Leben des Señor Castro
ROMAN
BASTEI ENTERTAINMENT

Inhalt

Cover
Über das Buch
Über den Autor
Titel
Impressum
Danksagung
Widmung
Motto
Kapitel 1: Freitag, 10. Juni 1977
    1
    2
    3
    4
    5
    6
    7
Kapitel 2: Dienstag, 14. Juni 1977
    8
    9
    10
    11
    12
    13
Kapitel 3: Dienstag, 14. Juni 1977
    14
    15
    16

17
18
19
20
Kapitel 4: Montag, 20. Juni 1977
21
22
23
24
25
26
Kapitel 5: Dienstag, 21. Juni 1977
27
28
29
30
31
32
33
34
Kapitel 6: Dienstag, 21. Juni 1977
35
36
37
38
39
40
41
42
Kapitel 7: Mittwoch, 22. Juni 1977
43
44
45
46
47
48

49
50
Kapitel 8: Mittwoch, 22. Juni 1977
51
52
53
54
55
56
57
Kapitel 9: Mittwoch, 22. Juni 1977
58
59
60
61
62
63
Kapitel 10: Mittwoch, 22. Juni 1977
64
65
66
67
68
69
70
71
Kapitel 11: Donnerstag, 23. Juni 1977
72
73
74
75
76
77
Kapitel 12: Donnerstag, 23. Juni 1977
78
79

80
81
82
83
84

Über das Buch

Spanien 1977. Nach dem Ende der Diktatur ist für Rogelio Castro die Zeit gekommen, in sein Heimatdorf zurückzukehren. Das Bemerkenswerte daran: Er gilt seit 41 Jahren als tot, erschossen bei einem Massaker während des Bürgerkriegs. Das ganze Dorf rätselt, was Rogelio im Schilde führt. Will er sich an den Tätern von 1936 rächen? Oder herausfinden, was damals wirklich passiert ist? Eine Vorstellung, die vielen Dorfbewohnern missfällt. Nicht ohne Grund wird der Bürgerkrieg seit Jahrzehnten totgeschwiegen.

Über den Autor

Jordi Sierra i Fabra, geb. 1947 in Barcelona, begann schon im Alter von acht Jahren zu schreiben und hat bis heute über 300 Bücher verfasst, darunter zahlreiche Kinder- und Jugendbücher. Seine Werke sind unter den Top 10 der meistgelesenen Lektüren in spanischen Schulen und der Autor ist mit unzähligen Literaturpreisen ausgezeichnet worden.

Jordi Sierra i Fabra

Das zweite Leben des Señor Castro

ROMAN

Aus dem Spanischen von Sabine Giersberg

BASTEI ENTERTAINMENT

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige eBook-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2016 by Jordi Sierra i Fabra
Titel der spanischen Originalausgabe: »El beso azul«
The translation follows the edition of Harper Collins Narrativa 2016
Published by arrangement with UnderCover Literary Agents, on behalf of IMC Literary Agency

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2018 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Carola Fischer, München
Einband-/Umschlagmotive: © Plainpicture/Stéphanie Foäche, Ingrid Michel, Hero Images
Umschlaggestaltung: init | Kommunikationsdesign, Bad Oeynhausen
eBook-Produktion: Dörlemann Satz, Lemförde
ISBN 978-3-7325-6125-4

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

Die Übersetzerin dankt dem Freundeskreis Literaturübersetzer e. V. für ein Arbeitsstipendium, das vom Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg ermöglicht wurde.

Für alle, die immer noch hoffen,
dass das historische Gedächtnis
eine greifbare Realität ist.

Dem Regen wohnt ein vages Geheimnis von Zärtlichkeit inne,
von liebenswerter, ergebener Schlaftrunkenheit,
mit ihm erwacht eine einfache Melodie,
die die schlafende Seele der Landschaft zum Schwingen bringt.

Es sind blaue Küsse, die die Erde empfängt,
der Urmythos, der sich stets wiederholt.
Die erkaltete Berührung von Himmel und Erde, beide alt,
mit der Sanftmut einer immerwährenden Dämmerung.

Federico García Lorca, *Regen*

Kapitel 1

Freitag, 10. Juni 1977

1

Kaum hatte sie den Bahnhof Atocha verlassen, der von der kräftigen Frühlingssonne aufgeheizt war, befand sie sich mitten im Chaos des Wahlkampfs.

Laternen mit Klebezetteln, Autos mit Lautsprechern, Wahlplakate an den Fassaden, überall Zeitungen, die Straßen zugemüllt mit Papier. Von allen Seiten lächelten die Kandidaten sie an. Die Farben ihrer Parteien und deren Logos erhoben sich vor ihren Augen zu einem bunten Regenbogen an Versprechungen. Die Parolen, mit denen sie unentschlossene Wähler für sich gewinnen wollten, reichten bis zum Horizont.

Die Welt schien verrücktzuspielen.

Die Demokratie war gekommen.

Wie oft war die Demokratie schon nach Spanien gekommen?

Und wie oft war sie durch die Hintertür wieder verschwunden?

Wie oft hatte man ihr einen Dolch in den Rücken gestoßen?

Virtudes Castro blieb an der Ampel stehen, den Blick fest auf die andere Straßenseite gerichtet, die Hände vor der Brust verschränkt, am linken Arm die schwarze Tasche. Niemand sah sie an, und doch fühlte sie sich befangen. Als trüge sie ein Mal auf der Stirn.

Die beiden Frauen zu ihrer Rechten unterhielten sich laut und freimütig. Es schien sie nicht zu stören, dass jemand sie hören konnte.

»Ich werde Suárez wählen, der sieht einfach gut aus.«

»Aber mit dem ändert sich doch nichts. Vor Kurzem hat er noch das blaue Hemd der Falangisten getragen.«

»Na und? Willst du etwa, dass mit Carrillo alles wieder so wird wie früher?«

»Ach was! Aber nur weil einer gut aussieht, heißt das noch lange nicht, dass er seine Sache auch gut macht.«

»Nachdem ich mir vierzig Jahre lang ständig Franco im Fernsehen und in den Wochenschauen ansehen musste, will ich jetzt einen, den man gern anschaut. Du nicht?«

»Du bist mir vielleicht eine.«

»Ist doch so.«

Die Ampel schaltete auf Grün, und die Frauen entfernten sich lachend und schwatzend. Feine Damen aus der Stadt, hohe Absätze, elegante Kleidung und schlanke Figur.

Virtudes zog jedes Mal ihre besten Sachen an, wenn sie nach Madrid fuhr, aber trotzdem sah man ihr sofort an, dass sie vom Land kam. Die altmodische dunkle Kleidung, die flachen Schuhe und der graue Haarknoten verrieten sie ebenso wie die düstere Miene im faltigen Gesicht und der ängstliche, unruhige Blick einer Frau, die mit dem Lärm und den vielen Autos in der Großstadt überfordert war.

Sie betrachtete die reglosen Gesichter der Kandidaten auf den Plakaten: Adolfo Suárez, Felipe González, Santiago Carrillo, Manuel Fraga, Enrique Tierno Galván …

Alle wollten sie an die Macht.

Alle hatten ihre Gründe dafür.

Virtudes hatte noch nie gewählt. Auch nicht 1936, als sie gerade mal achtzehn gewesen war. Was verstand sie denn damals schon von Politik? Im Dorf tat man, was der Priester oder der Bürgermeister sagten, und Feierabend. Und an die Wahlen von 31 oder 33 erinnerte sie sich überhaupt nicht mehr. Sie erinnerte sich nur an ihren tobenden Vater.

Ihr Vater hatte oft getobt, aber noch häufiger geschwiegen.

Die Angst hatte sich schon damals an ihre Seelen geheftet wie ein Schatten an die Schuhsohlen.

Sie ging unter der Überführung mit dem brausenden Verkehr hindurch auf die andere Straßenseite und bog in die Calle Santa Isabel ein, am ehemaligen Provinzkrankenhaus und der Medizinischen Fakultät vorbei. Das Postamt befand sich ein Stück weiter, auf Höhe der Calle de la Magdalena. Sie hatte damals eine gute Wahl getroffen. Ein Postamt in der Nähe des Bahnhofs. Auf diese Weise verbrachte sie so wenig Zeit wie möglich in Madrid. Hin und gleich wieder zurück.

Das reichte vollkommen.

In der Post drängten sich die Menschen. Es gab lange Schlangen, vermutlich weil viele Leute per Brief wählten. Virtudes dachte nicht weiter darüber nach. Die Postfächer waren direkt im Eingangsbereich. Zweihundert Fächer mit silberner Nummer. Ihr Fach, die 127, befand sich auf halber Höhe. Sie nahm den Schlüssel aus der Tasche und öffnete das Fach.

Da lag der Umschlag. Pünktlich wie jeden Monat.

Sie steckte ihn in die Tasche, schloss wieder ab und musste sich nun doch in die Schlange stellen.

Sie sah auf die Uhr.

In den vierzehn Minuten, während sie in der Schlange weiter nach vorn rückte, bis sie endlich den Schalter erreichte, sah sie weitere drei Mal auf die Uhr. Die Postangestellte kannte sie schon, zumindest vom Sehen, Worte wechselten sie nur wenige. Die Frau nahm lediglich den Umschlag von ihr entgegen.

»Nach Medellín?«

»Ja, nach Medellín.«

»Kolumbien.«

»Genau.«

»Heute kein Paket?«

»Nein.«

Das letzte Mal hatte sie ihm ein Paket mit Zeitungen und ein paar Erinnerungen geschickt.

Die Frau wog den Umschlag, klebte Briefmarken darauf und nahm das Geld entgegen. Der Brief landete in einem Korb. Das Porto war immer dasselbe, aber sicherheitshalber stellte Virtudes sich lieber an, bevor der Brief zurückgeschickt wurde, weil sie eine Gebührenerhöhung verpasst hatte.

Dann hätte der Briefträger den Absender gesehen. Virtudes schrieb nämlich immer ihre Adresse im Dorf und nicht das Postfach darauf. Warum wusste sie selbst nicht.

»Danke.« Sie steckte das Wechselgeld ein.

»Gehen Sie mit Gott«, sagte die Frau.

»Und der Heiligen Jungfrau«, erwiderte Virtudes. »Auf Wiedersehen.«

Sie verließ das Postamt und steuerte ihr nächstes Ziel an, das nur fünfzig Schritte entfernt war. Jemand hatte die Fassade der Bankfiliale mit Plakaten von der UCD beklebt, und ein Angestellter war emsig dabei, sie abzureißen. Besorgt sah er sich immer wieder um, als könne sich irgendein Fanatiker auf den Schlips getreten fühlen. Die Gewalt ging weiter. Bei ihrem Besuch im Januar hatte Virtudes das Blutbad von Atocha miterlebt.

Wieder diese Angst.

Es war nicht nur Atocha gewesen. Da waren auch noch die Entführung von Antonio María de Oriol und General Emilio Villaescusa, der Student, der von einem Ultrarechten niedergeschossen worden war, und das junge Mädchen, das dem Tränengas einer Antiterroreinheit zum Opfer gefallen war …

Angst. Angst. Angst.

Dennoch begrüßte Señor González, der Kassierer der Bank, sie immer mit einem Lächeln.

»Señorita Castro! Sie beehren uns mal wieder?«

»Wie Sie sehen.«

»Ist schon wieder ein Monat vorbei? Kaum zu glauben.«

Virtudes zuckte mit den Schultern. Er war liebenswürdig, aber nichtsdestotrotz ein Fremder. Ihr Bruder wiederholte es immer wieder in seinen Briefen: *Vertraue niemandem*. Und sie vertraute niemandem. Nicht einmal einem gutmütigen Kassierer mittleren Alters mit vorzeitiger Glatze und grauem Anzug.

»Fünftausend Peseten, wie immer?«

»Ja.« Sie reichte ihm das Sparbuch.

»Alles klar.« Er schob das Buch in die Maschine und tippte die Daten ein. »Die Überweisung von zwanzigtausend Peseten ist schon da, pünktlich wie immer.«

»Danke.«

»Das macht … Moment … neunzehntausenddreißig Peseten und fünfzig Céntimos. Der Wechselkurs ist ein wenig gefallen.«

»Alles klar.«

Er gab ihr das Sparbuch zurück.

»In Hundert-Peseten-Scheinen?«

»Zweihundert bitte in Fünfundzwanzigern.«

»Selbstverständlich.«

Langsam zählte er das Geld ab und schob es zu ihr hinüber. Ohne nachzuzählen, steckte Virtudes es zu dem Brief mit den farbenprächtigen kolumbianischen Briefmarken, die mit den unscheinbaren spanischen nicht zu vergleichen waren. Sie schloss die Tasche und machte sich bereit für den Rückweg.

»Vielen Dank, auf Wiedersehen.«

»Stets zu Diensten, Señorita Castro. Bis nächsten Monat.«

Ein Monat verging rasch.

Wenn sie das nächste Mal kam, würde Spanien sich verändert haben.

Ein wenig mehr.

Oder auch nicht.

Ohne Umwege steuerte Virtudes den Bahnhof an. Sie war hungrig, aber sie verkniff sich den Milchkaffee und das süße Stückchen. Daran hätte sie vorher denken müssen. Jetzt brannte sie vor Neugier auf den Brief in ihrer Tasche, und sie hatte Sorge, ein Dieb könnte sie dabei beobachtet haben, wie sie die fünftausend Peseten eingesteckt hatte. Wenn man ihr die Tasche entriss, wäre alles fort.

Sie drückte die Tasche an sich und beschleunigte ihren Schritt. Ein Wagen fuhr an ihr vorbei. Aus dem Lautsprecher auf dem Dach tönte eine Stimme, die dazu aufrief, unbedingt Felipe González und die PSOE zu wählen.

»Am 15. Juni entscheiden Sie! Wählen Sie die PSOE! Stimmen Sie für die Veränderung! Für Freiheit, Zukunft und Fortschritt! Wählen Sie Felipe González!«

Ein anderer Wagen, den von oben bis unten das lächelnde Gesicht von Manuel Fraga zierte, fuhr frontal darauf zu, als wollte er ihn rammen.

Die lauten Stimmen vermischten sich.

Virtudes kam es vor wie eine Metapher, sie wusste nur nicht recht wofür.

2

Der Zug fuhr pünktlich von Gleis fünf ab. Virtudes hatte ihn gerade noch erwischt. Kaum war sie eingestiegen und hatte einen Platz gefunden, setzte sich der Zug auch schon in Bewegung. Wenigstens hatte sie einen Platz am Fenster ergattert. Sie hatte sich an den anderen Nachzüglern vorbeigedrängt, die genau wie sie auf den letzten Drücker gekommen waren. Sie klemmte die Tasche zwischen sich und die Wand. Manchmal konnte sie ihre Ungeduld nicht zügeln und öffnete den Brief schon auf der Rückfahrt ins Dorf. Manchmal gelang es ihr, sich zu beherrschen, und sie wartete, bis sie zu Hause in sicheren Gefilden war. Zwanzig Jahre Angst ließen sich nicht einfach auslöschen, auch wenn Franco vor mehr als eineinhalb Jahren gestorben war und der frische demokratische Wind Zuversicht weckte. Die Frau an der Ampel hatte es auf den Punkt gebracht:

»Aber mit dem ändert sich doch nichts. Vor Kurzem hat er noch das blaue Hemd der Falangisten getragen.«

Es änderte sich nichts.

Hatte der Diktator nicht selbst gesagt, dass er alles gut und sicher vertäut hinterließ?

Hatte Arias Navarro nicht mit Händen und Füßen sein Erbe verteidigt, bis er von den Ereignissen und den Freiheitsrufen des neuen Spaniens überrollt wurde?

Das neue Spanien.

Das hörte sich so gut an und gleichzeitig so beängstigend.

Zuckerbrot und Peitsche.

Virtudes betrachtete die Mitreisenden, die auf ihren Holzbänken im Takt des ruckelnden Zuges schaukelten. Ihr gegenüber saß ein Priester, der mehr Knöpfe an seiner Soutane hatte als Haare auf dem Kopf. Knöpfe von oben bis unten. Eine lange Linie aus roten Punkten, hinter der sich das Unbekannte verbarg. Auch sein Gesicht mit den schlaffen Pausbacken war rot. Rot wie das Kreuz, das die linke Seite seiner Brust zierte. Neben ihm saß ein Vertreter des Heeres, in Gestalt eines kränklich aussehenden Rekruten mit Hakennase, hervortretenden Augen und einem ausgeprägten Adamsapfel. Die Uniform war ihm zwei Nummern zu groß, sodass er aussah, als wäre er im Schrumpfen begriffen. Aus einer der Taschen ragte die Zeitschrift *Interviú*, die er sich wohl in Gegenwart des Priesters nicht zu lesen traute. Virtudes hatte von der Zeitschrift gehört, die Kioskbesitzerin im Dorf durfte sie nicht offen auslegen, aber unter den Männern wurde sie heimlich weitergereicht. Neben dem Rekruten saß eine fettleibige Frau, die seinen halben Sitzplatz mit beanspruchte. Ein Bündel lag auf ihren Knien. Sie döste mit geschlossenen Augen vor sich hin, so ging die Fahrt schneller vorbei. Neben Virtudes hatte eine Frau mit ihrem Sohn Platz genommen, die sie nicht genau sehen konnte. Das Kind saß zwischen ihnen und las einen Comic.

Der Priester hatte die aktuelle Ausgabe von *El Alcázar* dabei und begann ebenfalls zu lesen. Auf der Titelseite befand sich, nicht zu übersehen, eine Tirade gegen die Legalisierung der Kommunistischen Partei, die kurz zuvor erfolgt war, am 7. April, mitten in der Karwoche. Im Dorf hatten es einige sogar gewagt, mit roten Fahnen durch die Straßen zu ziehen.

Niemand schenkte Virtudes Beachtung.

Sie dachte nicht lange nach, öffnete die Tasche und zog den Brief von der anderen Seite des Ozeans heraus. Der letzte Brief von Anfang Mai hatte sie beunruhigt. Sie war vielleicht nicht besonders klug, aber sie konnte zwischen

den Zeilen lesen. Zwanzig Jahre voller Briefe und Geheimnisse, voller Vertraulichkeiten und Erkenntnisse, und die Zeilen waren immer streng derselben Linie gefolgt, ohne auch nur einmal auf Abwege zu geraten.

Und auf einmal verwendete ihr Bruder dieses Wort.

Wehmut.

Ihre Hand zitterte, als sie das Blatt vor ihre Augen hielt. Mit ernster Miene verdaute der Priester die Nachrichten aus der Zeitung. Reglos wie eine Statue starrte der Rekrut geradeaus. Die fettleibige Frau hatte die Augen geschlossen. Das Kind war in den Comic vertieft, und die Mutter saß zu weit weg, um mitlesen zu können.

Und selbst wenn.

Liebe Virtudes, …

Es war immer dasselbe. Erst überflog ihr Blick die eng beschriebenen Zeilen in der klaren, schönen Handschrift. So rasch, dass kaum etwas hängen blieb, nur das Wichtigste: dass es ihm gut ging und nichts Schlimmes geschehen war. Dann kehrte sie an den Anfang zurück und las konzentriert Wort für Wort, bis sie den Sinn erfasste.

Auch diesmal war es nicht anders.

Bis sie nach den üblichen Begrüßungsfloskeln – *ich hoffe, es geht Dir gut. Anita, Marcela und ich sind wohlauf* – zum zweiten Abschnitt kam.

… Ich glaube, es ist an der Zeit, dass die Wunden der Vergangenheit verheilen …

Virtudes stockte der Atem.

Ihr blieb fast das Herz stehen.

Auf einmal sah der Priester sie an, und auch der Rekrut, die inzwischen aufgewachte Frau, das Kind und seine Mutter. Alle sahen sie an.

Sie ließ die Hände sinken, sie konnte nicht mehr weiterlesen, und die zwei Papierbögen ruhten einen Moment auf ihrem Schoß. Dann fasste sie sich und faltete sie zusammen. Bestimmt war sie leichenblass. Ihre Hände zitterten. Kurz darauf stieg eine Hitzewelle in ihr auf, sie

fing an zu schwitzen und fühlte sich kraftlos, ihre Finger waren wie tot. Ihr Magen krampfte sich zusammen, und beinahe hätte sie sich übergeben. Nicht weil ihr übel war, sondern vor Schwindel. Ihr Blutdruck war in die Höhe geschossen und …

Sie blickte aus dem Fenster.

Wie lange dauerte es noch, bis sie wieder im Dorf war?

Eine Stunde?

Nein, keiner beobachtete sie. Das hatte sie sich nur eingebildet.

Trotzdem steckte sie den Brief wieder ein.

Wenn sie ein Paket erhielt, öffnete sie es immer, bevor sie in den Zug stieg, und die Verpackung blieb in irgendeinem Papierkorb von Madrid zurück. Sie hinterließ nicht die geringste Spur. Die Briefe und die Umschläge bewahrte sie sicher zu Hause auf.

Und wenn sie sich verlesen hatte?

Wenn das alles ihren blank liegenden Nerven geschuldet war?

»Rogelio …« Sie seufzte leise.

Der Zug wurde langsamer und fuhr in den nächsten Bahnhof ein. Der Rekrut stand auf und verließ den Waggon.

Als der Zug im Bahnhof stand, blickte Virtudes weiter aus dem Fenster. Doch der Rekrut stieg nicht aus.

3

Es war ein herrlicher, milder Nachmittag, als sie den Baum umsäumten stillen Weg vom Bahnhof hinunter ins Dorf ging. Die Sonne ließ sich hinter dem dichten Vorhang aus Baumkronen lediglich erahnen. Virtudes war nicht als Einzige ausgestiegen, hatte sich aber trotz der inneren Unruhe Zeit gelassen.

In der Stille, die lediglich durch das leise Schlurfen ihrer Schritte durchbrochen wurde, kam es ihr vor, als ob der Brief laut schrie.

Virtudes beschleunigte ihren Schritt. Sie war aufgeregt.

Am liebsten wäre sie gerannt, doch das hätte Aufsehen erregt, und sie hatte ja auch schon ein gewisses Alter.

»Wieder mal in Madrid gewesen, Virtu?«

Der Romualda entging nichts. Sie hatte Ohren wie ein Luchs. Beim kleinsten Geräusch stand sie in der Tür. An ihrem Haus kam man auf dem Weg vom Bahnhof zwangsläufig als Erstes vorbei. Würde sie Buch führen, könnte man nachverfolgen, wer wann welchen Zug genommen hatte.

»Ja, ich hatte was zu erledigen.«

»Wie jeden Monat.«

»Genau.«

»Du hast doch nicht etwa einen Verehrer?«

»Ich bitte dich!«

»Die Genara hat noch mit weit über sechzig den aus Cádiz geheiratet.«

»Das ist doch was ganz anderes.«

»Hast du’s eilig?«

»Es ist schon spät.«

»Verstehe, der Fernseher ruft!«

Virtudes war einfach weitergegangen und hatte sie stehen lassen. Nach wenigen Metern bog sie links in die erste Straße ab. Dort gab es keine Bäume mehr. Kopfsteinpflaster und Asphalt markierten die Grenze zum sogenannten *barrio viejo*, dem ältesten Teil des Dorfes. Am anderen Ende, zum Fluss hin, und auch auf der anderen Uferseite wuchs das Dorf immer näher an die Fabrik heran, die schon bald hinter Häusern verschwinden würde.

In den Dörfern beklagte man, dass die jungen Leute fortzogen, angelockt vom Glanz der Städte. Hier war es nicht anders. Aber ein paar waren geblieben. Solange es Arbeit gab …

Virtudes schwirrte der Kopf. Ein Gedanke jagte den nächsten. Immer wieder der Brief, Rogelios Stimme.

Eine vergessene Stimme, die sie zuletzt 1936 gehört hatte.

Da half auch kein Telefon.

Angst, Angst, Angst, auch wenn der verfluchte Diktator an jenem gesegneten 20. November vor neunzehn Monaten gestorben war.

Zum Glück konnte Virtudes ihren Weg bis nach Hause unbehelligt fortsetzen. Sie schloss die marode Holztür hinter sich und ließ sich in ihren Sessel fallen. Nicht einmal das dünne Jäckchen legte sie ab. Sie stellte die Tasche auf ihre Knie und öffnete sie. Sie versuchte, Ruhe zu bewahren.

Es gelang ihr nicht.

Noch einmal las sie die Worte in der schönen, bedächtig ausgeführten Handschrift. Bei jeder Zeile musste sie die Tränen zurückdrängen. Sie bemühte sich, den Inhalt zu erfassen und sich von ihrem wild pochenden Herzen nicht unterkriegen zu lassen.

Liebe Virtudes,

ich hoffe, Du erfreust Dich bester Gesundheit, wenn Du diese Zeilen liest, und es geht Dir gut. Anita, Marcela und ich sind wohlauf. Es geht uns gut, und wir sind glücklich. Dieser Brief wird anders als die anderen. Ich hoffe, Du sitzt beim Lesen und fällst nicht gleich in Ohnmacht, denn in Deinen Worten schwingt immer so eine Unruhe und Sorge mit, dass ich mich frage, wie Du das tagtäglich aushältst.

Meine Schwester, seit etwa einem Monat, wahrscheinlich aber schon länger – seit sie die Wahlen angekündigt haben, kreisen meine Gedanken darum –, ist in mir ein Plan herangereift, von dem Du in meinem letzten Brief vielleicht schon etwas geahnt hast. Jetzt ist es Gewissheit. Ich habe mir die Entscheidung nicht leicht gemacht, sondern lange darüber nachgedacht und es mit meiner Frau und meiner Tochter besprochen. In wenigen Tagen finden die lang herbeigesehnten Wahlen statt, das Land wird sich rasant verändern, wenn es nicht schon dabei ist, zumindest kann man das den Nachrichten hier entnehmen. Franco ist Vergangenheit. Seine Person, sein Werk, alles, was er getan hat, wird noch für Jahre, für ein oder zwei Generationen in Spaniens kollektivem Gedächtnis bleiben. Doch die Zukunft lässt sich nicht aufhalten, und kein Übel währt ein ganzes Jahrhundert. Ich glaube, es ist an der Zeit, dass die Wunden der Vergangenheit verheilen.

Virtudes, ich komme zurück nach Hause, ins Dorf.

Überrascht? Wieso denn? Aufgeregt? Dann beruhige Dich! Und wenn Du weinst, dann nur vor Glück. Es wird Zeit. Ich will mich nicht wieder im Dorf niederlassen, denn Medellín ist jetzt mein Zuhause, hier habe ich meine Familie, mein Leben. Aber ich möchte nicht eines Tages auf dem Sterbebett liegen und mich ärgern, dass ich diesen Schritt nicht getan habe, Dich nicht wiedergesehen, Dich nicht umarmt habe, dass ich nicht noch einmal in den alten Erinnerungen und Gerüchen des Ortes geschwelgt habe, an dem ich geboren wurde und den ich nie vergessen habe. Ich weiß, was das für Dich und für das ganze Dorf

bedeutet, zumindest für die, die von 36 noch übrig sind, aber es ist mein Zuhause, Du lebst dort, und es sind so viele Jahre vergangen. Ich bin 61, und Du bist 59. Als wir uns zuletzt gesehen haben, war ich zwanzig und Du achtzehn, unvorstellbar, nicht wahr? Dass man uns fast das ganze Leben geraubt hat, heißt nicht, dass wir auch auf den Rest verzichten müssen. Es bleibt immer ein Funken Hoffnung, und es ist an der Zeit, ihn zu entfachen. Wenn Du diesen Brief in den Händen hältst, ist es nicht mehr lange hin bis zu unserem Wiedersehen. Das nenne ich mal eine Überraschung, nicht wahr? Ich werde nicht der Erste und auch nicht der Letzte sein, der nach so langer Zeit nach Hause zurückkehrt. Ich weiß, dass viele sich endlich wieder in Sicherheit wähnen und nach all den Jahren wieder aus ihren Höhlen kriechen, so wie du es von Florencio berichtet hast. Unfassbar. Unfassbar, Virtudes! Im Grunde wird mir gerade klar, was ich doch für ein Glück hatte. Die letzten zwanzig Jahre haben alles aufgewogen, was ich damals durchmachen musste, das Leid, den Krieg, das Flüchtlingslager, den anderen Krieg, das Vernichtungslager …
Jetzt lächle doch mal.
Ich möchte, dass Du Anita und Marcela kennenlernst. Du sollst wissen, dass Du eine echte Familie hast, nicht nur das Echo der Briefe und Fotos von der anderen Seite des Ozeans. Du hattest immer Angst, nach Kolumbien zu fliegen. Nun, ich habe keine Angst mehr, nach Spanien zurückzukehren. Und Du weißt nicht, was das bedeutet. Ohne Angst zu leben, Virtudes. Ohne Angst, nach all den Jahren, nachdem der verfluchte Tyrann endlich das Zeitliche gesegnet hat, und auch noch in seinem eigenen Bett, dieser Mistkerl …

Sie ließ den Brief sinken. Ein paar Zeilen fehlten ihr noch, aber das Wichtigste wusste sie jetzt.

»Rogelio«, seufzte sie.

Sie küsste die Blätter und legte sie beiseite, damit sie von ihren Tränen nicht nass wurden.

Wann hatte sie zuletzt vor Glück geweint?

Vor zwanzig Jahren, als der erste Brief gekommen war, als Rogelio aus dem Grab gestiegen war wie ein Gespenst?

Ja, genau.

Das war zwanzig Jahre her, fast schon einundzwanzig.

Der Brief, den jener Mann ihr damals heimlich zugesteckt hatte. Der Brief, mit dem Rogelio ins Leben zurückgekehrt war. Er hatte auch Anweisungen für den Kontakt, für das Postfach in Madrid und das Bankkonto enthalten, damit er ihr unauffällig Geld überweisen konnte, nicht zu viel, damit sie auch nicht zu viel ausgab und die anderen misstrauisch wurden.

Virtudes versuchte, gleichmäßig zu atmen. Dann las sie die letzten Zeilen und in aller Ruhe noch einmal den ganzen Brief. Sie nahm allen Mut zusammen, der in den langen Jahren der Einsamkeit immer wieder auf die Probe gestellt worden war. Die Zeit stand für sie still, während draußen das Abendlicht allmählich erlosch, bis es Nacht wurde. Die Tage waren lang, und erst ihr knurrender Magen machte ihr bewusst, wie spät es schon war. Sie hob den Kopf und blickte sich um.

Es war dasselbe Haus.

Und doch war alles anders.

Als wären ihr Vater, ihre Mutter, Rogelio und Carlos auf einmal wieder da …

Was würde geschehen, wenn Rogelio zurückkehrte?

Der Mann, den alle für tot hielten.

Tot und in den Bergen begraben, wo man ihn im Morgengrauen des 20. Juli 1936 erschossen zu haben glaubte.

Virtudes atmete tief ein und stand auf. Die Tasche ließ sie auf dem Tisch liegen. Das Jäckchen behielt sie an. Sie fror mit einem Mal. Es fühlte sich an wie ein Weckruf des Lebens, wie der Klaps für ein Neugeborenes, damit es zu

schreien und selbständig zu atmen beginnt. Sie steckte den Brief in den Umschlag zurück und ging in die Küche. Sie öffnete die Tür zur Speisekammer, machte Licht, schloss die Tür und räumte die Konservendosen aus dem Regal, um es beiseiteschieben zu können. Dahinter befand sich der Hohlraum.

Und darin die Briefe, die Fotos, das sorgsam gehütete Geheimnis.

Zwanzig Jahre, ein Brief pro Monat, zweihundertfünfzig Folgen eines Lebens auf Raten.

Virtudes legte den letzten Brief auf die anderen und verschloss das Versteck wieder.

Als sie ins Esszimmer zurückkam, zitterte sie nicht mehr. Die innere Unruhe war noch da, aber das Zittern hatte aufgehört. Der nächste Schritt war klar.

Blanca.

Und dann …

Sie blickte zum Telefon, verwarf den Gedanken aber sogleich wieder. Besser, sie sagte es ihr persönlich. Dem Telefon hatte sie noch nie getraut. In einem Dorf gab es überall Ohren. Sie wusste nicht einmal, warum sie sich eins angeschafft hatte. Vielleicht, um den Arzt zu rufen, wenn sie im Sterben lag.

Marotten einer alten Frau.

Sie verließ das Haus ohne ihre Tasche und ohne abzuschließen. Wozu auch? Bis zu Blancas Haus waren es nur drei Minuten.

4

Als sie die Tür öffnete, hörte sie als Erstes das Lied. *Sperber oder Taube*. Das wurde im Radio rauf und runter gespielt.

Virtudes fühlte sich wie eine Taube, dabei war jetzt mehr denn je der Sperber gefragt.

Sie holte tief Luft und betrat beherzt das Esszimmer. Dort traf sie lediglich auf ihre Tante Teodora, die wie immer reglos wie eine Statue in ihrem Schaukelstuhl thronte, das Radio weniger als einen Meter von ihrem Kopf entfernt. Ihre Wangen wirkten mit jedem Mal schlaffer, und ihr Gesicht hatte etwas von einem Basset, was durch die kleinen, alterstrüben Augen verstärkt wurde, über denen stets der Schleier der Schlaftrunkenheit lag.

Als sie Virtudes erkannte, öffnete sie leicht die Augen. Sonst rührte sie sich nicht.

»Ah, Virtu.«

»Hallo, Tante. Wo ist Blanca?« Virtudes reckte den Hals und spähte Richtung Küche.

»Sie ist noch mal kurz zum Lebensmittelladen, um zu sehen, ob er noch aufhat, ständig vergisst sie irgendwas. Irgendwann verliert sie noch ihre Unterhose.«

»Ach, Tante …«

»Was denn? Mein Gott, sie weiß nicht, wo sie ihren Kopf hat.« Ihr Blick wurde bitter und hart. »Aber warum sage ich dir das, ihr steht euch in nichts nach.«

Virtudes schwieg.

Die Übellaunigkeit schritt unaufhaltsam fort wie eine unheilbare Krankheit. Es war ein Kreuz. Sie konnte sich